

Neue Passifloren

Autor(en): **Henckel, Karl**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Berner Rundschau : Halbmonatsschrift für Dichtung, Theater, Musik und bildende Kunst in der Schweiz**

Band (Jahr): **1 (1906-1907)**

Heft 22

PDF erstellt am: **12.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-748311>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

„Frau Mutter, wenn ich nicht frage, so weiß ich es nicht!“

„Warum man heiratet, brauchst du nicht zu wissen, du wirst es schon noch erfahren!“ sagte die Schafscousine.

„Ich will aber aus Liebe heiraten“, erklärte bestimmt das Lämmchen, „das gefällt mir am besten!“

„Mir auch“, brummte das alte Schaf, und die Schafscousine sagte: „Heirate du nur, Lämmchen! Ganz gleich aus welchem Grund! Die Liebe kommt nach!“

„Ganz gleich zu wem“, spottete der Schafscousine alter Hammel.

„Setz meinem Schäflein keine Dummheiten in den Kopf“, schalt der Schafsbock, des Lämmchens Vater.

„Herr Vater, so sagen Sie mir, warum Sie geheiratet haben? Aus Liebe? Oder um einen warmen Stall zu haben? Oder um verheiratet zu sein? Ich möchte es so gerne wissen!“

„Lämmchen, Lämmchen“, seufzte der Bock, „mußt du denn alles erfahren?“

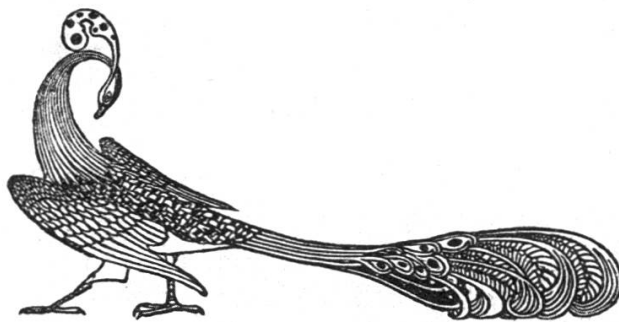
„Heraus damit!“ schrie der Schafscousine Alter.

„Ein Schafsbock hat nur einen einzigen Grund, warum er heiratet: um dem Staat zu dienen und eine Familie zu gründen!“

„Mäh! Bäh!“ machte das Cousinen-Schaf.

„Das war aber schön von Ihnen, Herr Vater!“ sagte bewundernd das Lämmchen und stellte seine Fragen ein. —

Lisa Wenger-Ruuk, Basel.



Neue Passifloren.



Seit bald zehn Jahren ruht Gertrud Pfander, jene junge Schweizer Dichterin, die mit 24 Jahren nach einem kurzen und erschütternden Leben dahingerafft wurde, auf dem Friedhof in Davos. Ich glaube nicht, daß ihr Gedächtnis bei denen erloschen ist, die je mit den nicht zahlreichen, aber schwerwiegenden Erzeugnissen ihres in Schmerzen gereiften Talentes Bekanntschaft schlossen. Weiß ich doch, daß eine an-

hängliche, überall verstreute Gemeinde solcher Seelen, die das Echte und Starke, wenn auch mehr Verborgene, vom modisch Beliebten fein zu scheiden verstehen, mit liebevoller Pietät das kleine Bändchen „Passifloren“ bewahrt, in dem ich noch vor dem Tode der Dichterin, in erster Linie ihr selbst zu Trost und Freude, einen Teil ihrer Verse herausgab. Gertrud Pfander nannte auf dem Krankenlager das Büchlein mit Vorliebe ihr „weißes Bräutchen“. . . Eine Anzahl noch ungedruckter Gedichte aus dem in meinen Händen befindlichen Nachlaß wird eine neue Ausgabe der „Passifloren“ enthalten, die ich mit einem kleinen Lebensbild, Briefauszügen und persönlichen Dokumenten im gegebenen Zeitpunkt zu veröffentlichen gedenke. Aus diesem Nachlaß seien hiermit der „Berner Rundschau“ gern einige Gedichte zur Verfügung gestellt, zumal das Schicksal der in Basel gebürtigen Dichterin von Kindheit an eng mit Bern verknüpft war, wo sie die „Neue Mädchenschule“, später die Handelsklasse besuchte und auch eine Zeitlang, im Jahre 1893, als Telephonistin im dortigen Zentralbureau tätig war . . . Wenn ich die Seiten jenes Büchleins oder die erhaltenen Manuskripte durchblättere, kommt mir wieder zum Bewußtsein, welch herben Verlust es angesichts einer vielfach gewaltsam aufgedonnerten, nicht selten hohl-hysterischen Weibchenlyrik unserer Tage bedeutete, daß diese Leidenschaftsmächtige weibliche Schöpferkraft vorzeitig zusammenbrach, der, selbst in ihren unbeholfenern Äußerungsmomenten, eine stets wahrhaftige, künstlerische Eindrucksfähigkeit auf das menschliche Herz verliehen war . . .

Karl Henckell.

Iris.

Es wuchs im Herbststurm eine Liebe mächtig,
Reifetrohend, wetterfreudig, stark und prächtig.

Sie stand allein. — Die erste Herbstzeitlose
War ihre Freundin und die letzte Rose.

Schwertliliengleich erblüht sie herb und schweigend,
Verhaltenen Stolzes dunkle Färbung zeigend;

Schwertliliengleich, mit länglicher Lanzette,
Damit sie Heiliges verteidigt hätte.

Sie spürte sich im Kelche Tränen tragen
Und Sturmgesang und konnt' es keinem sagen.

Verräterisch nur fühlte sie entquellen
Dem Herzen traumgetränkten Duftes Wellen.

Und ging Er dann vorbei zur hohen Stunde,
So behte sie bis zu der Wurzel Grunde.

Und sprach er: „Welch ein Duften überm Wege!“
So ward im Kelch ihr Sang und Tropfen rege.

Doch er, der Schein und Wahrheit nicht erkannte,
Ging blind vorbei der Glorie, die ihm brannte.

Sie sah ihn nach den reichen Gärten gehen,
Wo Tulpen unterm Glas bei Klatzmohn stehen.

Sie sah, wie er auf bunte Farben starrte,
Dieweil sie schweigend draußen seiner harnte. —

— — Und weil er nicht um ihren Duft geworben,
Ist sie am eignen heißen Hauch gestorben.

Das Märchen vom Ritter Ruhelos.

Das Märchen hab' ich nie begriffen,
Wie einst ein edler Königssohn,
Von einem Mädchenbild ergriffen,
Sein Volk vergaß und Thron und Kron'.

Mußt' über alle Meere eilen,
Von Mond zu Mond, von Jahr zu Jahr,
Mußt' Land und Flut und Feuer teilen
In Not und Stürmen und Gefahr.

Mußt' über Paß und Gletscher streichen,
Mußt' waten, wo der Samum stob,
Bis er die Holde sondergleichen
Auf starkem Arm zum Herzen hob.

Und Ritter Ruhelos ward stille,
Fand Ruh, dran suchend er geglaubt,
Als tief in ihrer Locken Fülle
Er barg sein helmetblößtes Haupt.

Des Königssohnes wollt' ich lachen,
Den so ein Bildnis unterjocht,
Daß er am Marmorshloß mit Drachen
Um ungewisse Beute focht.

Und heute steh' ich wie entgeistert
Vor einem kleinen Mädchenbild,
Von fremdem Trieb und Drang bemeistert,
Sehnsüchtig zart, dämonisch wild.

Durch alle Meere wird's mich treiben,
Durch alle Lande wird's mich ziehn;
Die Wolke wird's am Himmel schreiben,
Mit Sternschrift wird's im Äther glühn:

Bis daß ich sie am Herzen trage
Und berg' mein Haupt in ihrem Schoß,
Bin ich der Königssohn der Sage,
Bin ich der Ritter Ruhelos.

Mittsommernächte.

Keine, die mir Ruhe brächte,
Daß mein Auglid Schlummer fände!
Wache Qual der hellen Nächte
Zur Mittsommer Sonnenwende.

Grünes Abendlicht, so flechte
Nicht in Morgenrotes Brände
Dich bis in die Mitternächte
Über fahle Himmelswände!

Stete Helle, ungerechte,
Nimmst du niemals mehr ein Ende?
Dunkel will ich meine Nächte,
Dunkel, kühl, mit Schlafespende!

Bergfrevel.

Auch du, mein Berg! — Es blieb dir nicht erspart.
Die Menschheit, die mit Größenwahn sich paart,
Hat unbarmherzig, ohne ein Gewissen,
Sich ihren Weg durch deine Brust gerissen.

Schmerzbebend starr' ich, edle Höh', dich an. —
O Hohn! Du Fels und eine — Zahnradbahn!
Ich schau erschüttert nach dem braunen Streifen
Quer über deinen grünen Sammetfalten.

Wie warst du groß und frei in stolzem Mut! . . .
Auch du, mein Berg! — Ich weiß ja, wie das tut.
Gleich deinen Furchen grub auch mir die Gleise
Quer übers Antlitz freche Menschenweise.

Baut, grabt, reißt, schüttert, zerrt! — Es währt nicht lang.
Einst rollt die Felswand ihren Donnergang.
Und dann, Gezucht, dem keine Ehrfurcht lodert,
Beklagt euch nicht, wenn ihr im Schutt vermodert!

Freudenüberfluß.

Du schwarze, schwarze Wolke,
Bergeblich blickst du so düster;
Bergeblich birgst du in grollender Hut
Die Goldwucht, das flammende Sonnenblut
In deinem schwarzfaltigen Mantel.

Du schwarze, schwarze Wolke,
So laß dich gütig bewegen!
Es rinnt dir doch über den Mantelraum
Ein purpurgleißender Freudenschaum,
Steckt Himmel und Erde in Flammen.

Du tiefes, tiefes Auge,
Von seidener Wimper beschattet,
Von zürnender Braue Kühn überbrückt,
Wie sorglich birgst du, was dich beglückt,
Vor Tanten, Basen und Bettern!

Du tiefes, tiefes Auge,
Vermeinst du auch mich zu täuschen?
Ich sah den Strahl und den Sonnenschein
Und den stummen Gruß und den Freudenwein
Aufquellen unter den Lidern.

Das Bild.

Sie maß sein Bildnis mit entzücktem Blick;
Sie pries ihr junges Leben, ihr Geschick.
Sie lehnt mit weißer, allzuweißer Hand
Auf ihrem Armstuhl, dran sie schwankend stand.
Und jetzt, mit einem leisen Jubelschrei,
Holt sie vom Schrank ihr eignes Bild herbei.
Sie stellt ihn auf den Tisch und sich dazu,
Befieht sich dann das Paar mit Traumesruh.
Die Lippe hebt. Sie stammelt: „Mann und Weib!“
So schafft sie wie ein Kind sich Zeitvertreib.
Und wieder: „Er und ich“ und „Frau und Mann“.
Ach Gott, wie man sich Lebens freuen kann!
Das Glück ist groß, naiv das Spiel und gut.
Ein Paar! —

Am andern Tage brach sie Blut.

Gertrud Pfander.

